

Grundprinzip: Wertabspaltung

Roswitha Scholz hat das Geschlecht der Gesellschaft entdeckt

Die Diskussion darüber, in welcher Beziehung das Patriarchat zum Kapitalismus stehe, ist nicht neu. Seit Jahrzehnten erregen sich die Gemüter über diese Frage. Daß der Klassenantagonismus der Hauptwiderspruch der warenproduzierenden Gesellschaft sei, dessen Nebenwidersprüche – unter ihnen auch das Patriarchat – von allein verschwinden, wenn nur endlich zu einer anderen Form des Wirtschaftens übergegangen werde, behaupten traditionellerweise die Einen; daß das Patriarchat ein gesellschaftliches Gewaltverhältnis darstelle, das auch durch die kommunistische Revolution nicht zu beseitigen sei, und dessen Abschaffung deshalb besondere Aufmerksamkeit zu gelten habe, die Anderen. Im Wust der Theorien ist für jeden Geschmack etwas dabei: von denen, die das Patriarchat als bloßes Moment einer omnipräsenten Machtstruktur ausmachen, über solche, die Geschlecht im Allgemeinen, und somit auch das Patriarchat, als einen in den Körpern Gestalt annehmenden und zu dekonstruierenden Diskurs bestimmen, bis hin zu jenen, die das Patriarchat aus der als schlecht vorausgesetzten Natur des Mannes ableiten. Aber auch dem gehobenen analytisch-kritischen Bedürfnis wird nun endlich Rechnung getragen. Diejenigen, die – werttheoretisch geschult – schon lange nicht mehr an irgendeine Form der personal gebundenen Herrschaft glauben, aber dennoch nicht vom Begriff des Patriarchats zur Erklärung des Bestehenden lassen wollen, können dank Roswitha Scholz nun endlich aufatmen: Die Macht, deren Herrschaft wir uns alle beugen müssen, sei zwar der Wert, abstrakt, apersonal und anonym, deswegen aber noch lange nicht geschlechtsneutral, sondern – jeder ahnt es – männlich geprägt. Ihrer „bahnbrechende(n) Erkenntnis“ (1), daß das Anonyme eben doch so anonym nicht sei, verleiht sie schon im Titel ihres 1992 erschienen Essays Ausdruck: „Der Wert ist der Mann“ (2).

Werttheorie und Geschlecht

Roswitha Scholz verfolgt in ihrem Buch – „Das Geschlecht des Kapitalismus – Feministische Theorie und die postmoderne Metamorphose des Patriarchats“ – den Anspruch, eine kritische Analyse des, wie sie es nennt, „warenproduzierenden Patriarchats“ zu entwickeln. Ein Vorhaben,

daß sich – da eine kritische Analyse immer schon eine begriffliche Erfassung des zu Beleuchtenden beinhaltet – wohlthuend von jenen unterscheidet, die den Begriff des Patriarchats – dem die *personale* Herrschaft des Mannes über die Frau immanent ist – bemühen, um irgendwie vorhandene und Frauen auf verschiedene Weise benachteiligende Strukturen und Verhältnisse zu beschreiben, und die durch dieses „irgendwie“ die Klärung dessen, was mit der Bezeichnung „Patriarchat“ nun eigentlich gemeint sei, der freien Interpretation eines Jeden überlassen. Bei dem Versuch einer „kritischen Meta-Theorie“ geht es Roswitha Scholz darum, „kritische Kernaussagen der Marxschen Werttheorie im Sinne der „fundamentalen Wertkritik“ der KRISIS-Gruppe mit „Positionen einer (feministisch reformulierten) Kritischen Theorie“ (S. 174) (3) zu „synthetisieren, ohne eindimensional zu systematisieren“, wie sie R. Becker-Schmidt häufig und gern zitiert. Ihrer Ansicht nach „nimmt das Geschlechterverhältnis in der Moderne (...) eine gänzlich neue Dimension an“, da sich, „mit der Verallgemeinerung der Warenproduktion“, wenn die „abstrakte Arbeit zum tautologischen Selbstzweck“ wird, die „Banalität des Geldes“ um sich greift, „Produktions- und Reproduktionsbereich trennen, wobei der Mann hauptsächlich für den Produktionsbereich, die öffentliche Sphäre überhaupt, und die Frau primär für den – minderbewerteten – Reproduktionsbereich zuständig ist.“ (S. 108) Demnach nahm „nicht nur die Wertvergesellschaftung als solche in diesem Zeitraum (seit Beginn der Moderne – N.W.) ihren historischen Lauf, sondern es kam dabei vielmehr eine geschlechtliche Dynamik der gesellschaftlichen Verhältnisse in Gang, deren Grundprinzip die Wert-Abspaltung ist.“ (4) „Mit Wert-Abspaltung ist dabei (...) gemeint, daß weibliche Reproduktionstätigkeiten“, also die Tätigkeiten, die nötig sind um die alltägliche Regeneration und generative Reproduktion zu gewährleisten, „aber auch damit verbundene Gefühle, Eigenschaften, Haltungen usw. (Sinnlichkeit, Emotionalität, Fürsorglichkeit zum Beispiel) vom Wert, der abstrakten Arbeit strukturell abgespalten sind.“ (5) (S. 109)

„Wert und Abspaltung stehen dabei in einem dialektischen Verhältnis zueinander. Das eine kann nicht aus dem anderen abgeleitet werden, sondern beide gehen auseinander hervor; die Abspaltung ist dem

Wert nicht theoretisch untergeordnet.“ (S. 109) Im Gegensatz zum Gebrauchswert aber, „der als Gegenbegriff zum Tauschwert, (...) selbst noch in der ökonomisch-androzentrischen Sphäre verbleibt, (...) ist es der private Konsum, im Sinne des sinnlichen Genusses, bzw. des realen Gebrauchs (und der entsprechenden Aufbereitung) jenseits der abstrakten Wertform, um den sich die Tätigkeiten der Frauen im Reproduktionsbereich gruppieren. Insofern kann die Wert-Abspaltung auch als übergeordnete Logik begriffen werden, die über die warenförmigen Binnenkategorien hinausgreift. Der so bestimmte Konsum, die weibliche Reproduktionstätigkeit und die Warenform bedingen sich dabei gegenseitig und sind immanente Kategorien des warenproduzierenden Patriarchats (...) im Sinne der dialektisch vermittelten Wert-Abspaltung als einem umfassenden Konstitutionsprozeß modern-patriarchaler Gesellschaften.“ (S. 109)

Sinnlichkeit versus Abstraktion

Roswitha Scholz konstatiert für die Moderne – wenn auch als Kritikerin und nicht als Theoretiker und Ideologe – ein Geschlechterverhältnis, daß nur in wenigen Punkten von dem abweicht, das Hegel in seinen „Grundlinien der Philosophie des Rechts“ als idealiter der modernen bürgerlichen Gesellschaft entsprechendes entwirft. Für ihn ist der „objektive Ausgangspunkt (der Ehe) (...) die freie Einwilligung der Personen (...) *eine Person auszumachen*“ (Hervorhebung im Original – N.W.). (6) Die Zuständigkeit der Geschlechter, die er, im Gegensatz zu Scholz, für die Geschlechter eine gesellschaftliche Kategorie ist, aus ihrer vermeintlichen Natur ableitet, stellt sich für ihn wie folgt dar: Die bürgerliche Gesellschaft enthalte immer zwei Momente: Einerseits eine Sphäre, bestehend aus dem „Staate, der Wissenschaft und dergleichen“, die aus dem „Kampfe und der Arbeit mit der Außenwelt und mit sich selbst“ bestehe, in der „der Mann (...) sein wirkliches (...) Leben habe“. Andererseits eine Sphäre, die durch die „konkrete *Einzelheit* und *Empfindung*“ zu charakterisieren sei, welche die Form der Familie habe und in der der Mann sich gewissermaßen vom öffentlichen Leben erholen und die Frau ihrer natürlichen Be-

rufung nachgehen könne. (7) Im Gegensatz zu Scholz stellt sich Hegel allerdings die ewige Frage nach dem Huhn und dem Ei nicht, die sie mit der vermeintlichen Dialektik der Wert-Abspaltung zu beantworten sucht. Für ihn stellen die Sphäre des öffentlichen Lebens – also die Bereiche der Wirtschaft, Wissenschaft und Politik – und die sowohl physische als auch psychische Regeneration der Einzelnen eine unhintergehbare Einheit dar, die sich darin ausdrückt, daß erst das Zusammenkommen beider Bereiche „eine Person“ ausmachen, also erst das Zusammenkommen beider Momente in der einen Person des Ehepaares den idealen Bürger kennzeichnet. Die Erkenntnis, die Roswitha Scholz' Ausführungen zugrunde liegt, daß in jeder Form der gesellschaftlichen Organisation der Ökonomie die physische Regeneration der Einzelnen die Voraussetzung für ihre weitere Partizipation am gesellschaftlichen Ganzen ist, sie ihre Reproduktion aber gleichzeitig nur mit den von der Gesellschaft dafür vorgesehenen Mitteln erreichen können und müssen, ist dagegen so banal, daß sie der seitenlangen Ausführung kaum bedürfte.

Hegel, obwohl nur Mann und nicht Wertkritikerin, vermeidet, wenn er öffentliche und private Sphäre als eine auch im ökonomischen Sinn (8) notwendige Einheit betrachtet, die Scholz'sche Dichotomie zwischen „sinnlich“ und „abstrakt“, „privat“ und „öffentlich“, „Konsum“ und „Produktion“. In ihrer Theorie sind beide Sphären zwar jeweils konstitutiv für die andere. Wenn sie aber behauptet, daß sich das Betätigungsfeld der Frauen jenseits der „ökonomisch androzentrischen Sphäre“ erstreckt, da es den „privaten Konsum im Sinne des sinnlichen Genusses bzw. realen Gebrauchs“ zum Inhalt habe, scheint sie von der Annahme auszugehen, daß etwas, wenn es nur sinnlich ist, notwendigerweise nichts mit Ökonomie zu tun habe. Ihre Ontologie vom „sinnlichen“ „Weiblichen“, als Seinsform jenseits der „ökonomisch-androzentrischen Sphäre“ läßt die Frau als irgendwie anders oder nicht vollständig Vergesellschaftete im Sinne des Werts erscheinen.

Zwar wird im Patriarchat, wie Scholz es beschreibt, die Frau, d.h. ihre „Tätigkeiten, (...) Gefühle, Eigenschaften, Haltungen usw.“ konsumiert, ohne daß sie selbst vorher zur Ware geworden ist, d.h. ihre Arbeitskraft auf dem Markt feilgeboten hat. Ihre Tätigkeiten sind aber deswegen noch lange nicht von der Warenproduktion „abgespalten“: Da sie sich darauf richten, dem Mann, dem variablen Kapitalbestandteil also, sowohl zu emotionaler Regeneration, wie auch physischer Reproduktion zu verhelfen, gleicht ihre Stellung zum Mehrwertproduzierenden der des

Maschinenwärters zum konstanten Kapital. Er selber produziert keinen Mehrwert – ohne daß die Maschine aber geölt und repariert wird, ist sie für den mehrwert-schaffenden Produktionsprozeß ebenso unbrauchbar wie der Arbeiter, der nicht gepflegt und gestreichelt wird. Der von Scholz sogenannte „weibliche Konsum“, die Reproduktion der Frau, die wiederum die Reproduktion der Arbeitskraft zum Zweck hat, wird aus der „Revenue“ (Marx) des variablen Kapitals, dem Lohn und Einkommen des Mannes bestritten. Der „weibliche Konsum“ ist demnach Teil der „androzentrischen Sphäre“ und nicht etwa von ihr abgespalten.

In der Moderne war die Familie die private Organisationsform des überaus öffentlichen Konsums. Als solche absorbiert sie – ebenso wie auch der Single-Haushalt in der sogenannten Postmoderne – eine ungeheuer große Palette an verschiedensten Gebrauchsartikeln und Konsumgegenständen. Von der Mikrowelle, der HiFi-Anlage, dem neuen PC mit Internet-Zugang, über die Couchgarnitur, das Kickboard, das Auto hin zu Pflegewässerchen, Fitneßgeräten usw. muß alles ständig neu gekauft werden, um in der Konkurrenz um den schönsten und fortschrittlichsten Haushalt bloß nicht zu unterliegen.

Abgeschmackter als die Gegenüberstellung von privatem Konsum und Mehrwertproduktion geht es also kaum. (9) Solcherlei als „undogmatische“ Ergänzung von Wertkritik zu etikettieren, läßt an den elementaren logischen Fähigkeiten dieser Wertkritiker zweifeln: Der Wert ist eben nichts Bestimmtes und gerade deswegen drückt er alles aus, wird zur Totalität. Wie soll sich aber von Nichts etwas abspalten? Ein dem Wert fremdes, äußerliches Prinzip ließ und läßt sich demnach allein aus der Unterstellung eines von ihm unerfaßten Restes „echter Natur“, beispielsweise im „Weiblichen“ – oder ähnlicher Phantasmen, wie siezumeist in der romantischen Zivilisationskritik anzutreffen sind – gewinnen.

Industrie und Geschlecht

Die den Übergang von der häuslichen zur (modernen) kapitalistisch-industriellen Produktionsweise kennzeichnende Auslagerung der Produktion in Fabriken blieb auch für das Verhältnis der Geschlechter zueinander nicht ohne Bedeutung: In vorindustriellen Zeiten verbanden Mann und Frau sich im häuslichen Rahmen der Großfamilie zu einer Art Produktionsgemeinschaft, in der auch die Frau nicht ohne Einfluß auf den wirtschaftlichen Erhalt der Familie war und die Aufzucht von Kindern eher den Charakter des Einsatzes von

selbstgezeugten Billiglohnarbeitern hatte.

Die Industrialisierung der Produktion brachte es mit sich, daß diese Produktionsgemeinschaft aufgelöst werden mußte, die Groß- durch die Kleinfamilie ersetzt, die Einzelnen von den Produktionsmitteln getrennt wurden und die statt der von ihnen produzierten Waren ihre Arbeitskraft zu Märkte tragen mußten, um die ökonomische Reproduktion der Familie gewährleisten zu können. In bürgerlichen Kreisen – die Frauen der sich herausbildenden Arbeiterklasse waren, wie ihre Männer, ohnehin von Anfang an gezwungen, der Lohnarbeit nachzugehen, um das fürs (Über-)Leben Notwendigste heranzuschaffen – setzte sich zusehends ein duales Geschlechterbild durch, das den Mann für die Arbeit, die Politik, die Wissenschaft und die Frau für den häuslichen Bereich, die Triebbefriedigung – physische und psychische – zuständig erklärte. Der Ausschluß der bürgerlichen Frauen aus dem Leben jenseits der eigenen vier Wände – gesellschaftliche Verpflichtungen einmal außer acht gelassen –, fand seine Entsprechung in ihrer gesetzlichen Ungleichbehandlung. Sie waren sozusagen „Bürger zweiter Klasse“, aber dennoch Bürger, denen eine klare gesellschaftlich notwendige Aufgabe zu erfüllen oblag.

Denn daß auch die Lohnarbeit des bürgerlichen Angestellten „als Weg zum Glück von den Menschen wenig geschätzt wird“ (10), anders gesagt, dazu nicht geeignet ist, liegt in ihr selbst begründet. Wer ihr gezwungenermaßen nachgeht, damit selbst zum Mittel des ihm fremden Zwecks der Selbstverwertung des Werts wird, kann durch das zu einem noch so bescheidenen Realitätsprinzip umgebildeten Lustprinzip (11) keine Befriedigung erfahren. Gefühlsduselei, lustvolles Streben, gar elementare physische und psychische Bedürfnisse müssen, da sie der effektiven Selbstverwertung des Werts im Wege stehen, im Arbeitsalltag verneint und jenseits von ihm zu befriedigen versucht werden: im Privaten, dem „Haus“, das traditionellerweise der Hoheit der Frau unterstellt war. Von der Mehrwertproduktion „abgespalten“ wurde demnach nicht, wie Roswitha Scholz behauptet, das „Weibliche“, sondern ein allgemein menschliches Prinzip.

Die geringe gesellschaftliche Hochachtung, die den traditionellen Tätigkeiten der Frau entgegengebracht wird, erklärt sich im übrigen nicht, wie Scholz nachzuweisen versucht, daraus, daß der Junge im patriarchalen Raum der Kleinfamilie irgendwie gegenüber seiner Mutter einem Desidentifikationsstreben unterliegen würde und so das Weibliche in ihm verdrängen müsse, um ein Selbst zu entwickeln; das „Weibliche“ würde laut Scholz so Teil eines „gesellschaftlichen Unbewußten“, das

als „psychogenetisches Unterbauphänomen“ seine gesellschaftliche „Abspaltung/Verdrängung/Herabsetzung“ manifestieren sollte. (S. 111) In einer Gesellschaft, die nur vermittelt der Herrschaft einzelner Subjekte unterliegt, sondern vielmehr den Gesetzen des abstrakten „automatischen Subjekts“ (Marx) gehorcht, ist die erste Natur des Menschen jedoch nur ärgerliche aber nicht ganz abzuschaffende Voraussetzung der Selbstverwertung des Werts. Demjenigen, der sich also der Befriedigung der Bedürfnisse und Triebe widmet, jenen Schwächen, die einer noch effektiveren Kapitalverwertung entgegenstehen, kann und wird nur mit gesellschaftlicher Mißachtung gestraft. Wohin die altbekannte Forderung der Feministinnen nach Anerkennung der „weiblichen“ Tätigkeiten führen kann, hat man im übrigen im Nationalsozialismus gesehen, der mit seinem Mutterkult ein Bild der Frau geschaffen hat, das in Sachen gesellschaftlicher Nimbus dem des schuftenden Mannes in nichts nachstand. Die in die Volksgemeinschaft überführte bürgerliche Gesellschaft ließ keine Privatheit mehr zu, der faschistische Staat lag gewissermaßen mit im Bett, saß am Mittagstisch und achtete darauf, daß die faschistische Zukunft, zugunsten derer die Kinder überhaupt gezeugt wurden, gewährleistet blieb.

(Post)moderne und Geschlecht

Das Patriarchat in Gestalt der bürgerlichen Familie war eine Form der gesellschaftlichen Organisation, die im frühen Industriezeitalter vortrefflich mit den neuen Ansprüchen korrespondierte, die der sich durchsetzende Kapitalismus mit sich brachte. Im Kapitalismus ist das Patriarchat allerdings nicht mehr die absolute, personal gebundene Verfügungsgewalt eines autonomen Subjekts über andere – wie etwa im antiken Griechenland, wo das Familienoberhaupt tatsächlich der Patriarch der Familie war –, sondern der Ausdruck einer apersonalen Herrschaft, die der Abstraktion über das Persönliche. Die Herrschaft des Mannes über die Frau war eine *Erscheinungsform* der Beherrschung des Privaten und Persönlichen durch das Wertgesetz. Insofern trug das Patriarchat – als Inbegriff personaler Herrschaft – auch im frühen Industriezeitalter schon seine repressive Aufhebung in sich. Die abstrakte Gleichheit aller im Äquivalententausch abstrahiert eben von allem Besonderen.

Unübersehbar trat dies mit dem eklatanten Mangel an männlichen Arbeitskräften während und nach dem ersten und dem zweiten Weltkrieg zu Tage. Nicht nur die Frauen der Arbeiterklasse, sondern auch

die des Bürgertums mußten in den Produktionsprozeß einbezogen werden, um den Anforderungen insbesondere der Kriegswirtschaft entsprechen zu können. Diese Entwicklung erwies sich als unumkehrbar, weil es die „industriekapitalistische vollentfaltete Produktionsweise“ selbst ist, die, da sie „auf eine totale Mobilmachung aller gesellschaftlichen Arbeitskraft zielt“, auch diejenigen, „die bis dahin als konsumtive Nutznießer der Industrialisierung vom Arbeitsleben ausgenommen (waren), (...) und zwar die Frauen jetzt im Prinzip nicht weniger als die Männer“ (12) in den Prozeß der Kapitalverwertung mit einbeziehen mußte. Die Rationalisierung (13) im Haushalt – die Waschmaschine, der Staubsauger, der Gasherd – machten zudem aus der Haushaltsführung gewissermaßen ein Verhältnis der „geringfügigen Beschäftigung“. Die so freigewordene Zeit der Frauen wurde vom Kapital – seinem ewigen Streben nach Expansion folgend – gierig vereinnahmt und die Frauen zusehends – wenn auch erst in den letzten Jahren in allen Berufsbereichen und Führungsebenen – in den kapitalistischen Verwertungsprozeß integriert – und wie potentiell jeder andere Arbeitskraftverkäufer ebenso auch desintegriert. Im Fall der Krise weiß das Kapital mit ihnen genauso wenig anzufangen wie mit männlichen Mehrwertproduzenten, und so werden auch sie der von Marx so genannten „Reservearmee“, die auf ihre zukünftige Verwertbarkeit hoffen muß, überantwortet. Gerade die Desintegration und Verüberflüssigung der Frauen als Arbeitskräfte verweist also – paradoxerweise – auf ihre durchgesetzte formale Gleichheit mit den Männern vor den Verwertungsbedürfnissen des Kapitals. Arbeitslose Frauen dürfte es, wenn es denn ein Patriarchat gäbe, das sie allesamt in die „Sphäre“ der Reproduktion verbannt, gar nicht erst geben. Daß die Aussortierung von Frauen aus dem Arbeitsleben teilweise auch heute noch in ein ideologisches Gewand gehüllt daherkommt, und mit der „natürlichen Bestimmung der Frau“ zu rechtfertigen versucht wird, ist eine bloße Morgengabe des Katholizismus an den Feminismus, nicht aber gesellschaftliche Tendenz.

Die tatsächliche ungleiche Behandlung und Bezahlung von Frauen in Fabrik und Arbeitsamt ist daher nicht Konsequenz ihrer Ungleichheit, sondern Ausdruck der Gleichheit aller vor dem Wertgesetz. Behauptete man, diese tatsächliche Diskriminierung sei Ausdruck eines patriarchalen Verhältnisses, müßte man es auch Sklaverei nennen, wenn Schwarze in den USA im Durchschnitt weniger verdienen und zu höheren Anteilen arbeitslos sind als Weiße. Es ist aber gerade die Gleichheit und „freie“ Unterwerfung aller unter das Wertgesetz und die dem Kapitalismus immanenten

noch erhältlich:

Nr. 25

Endstation Populismus

Antideutscher Show-Down
Das ewige Rätsel Auschwitz
Staatsmythos Deutscher Herbst
Was ist Ideologie? u.a.

Nr. 27

Wir sind alle Individuen

Walters Mahmal-Bashing
Das neue deutsche Völkerrecht
Arbeit, Ehre, Dienst und Zwang
Über die Willensfreiheit u.a.

Nr. 28

Von Menschen- und Völkerrechten

Pinochet und Öcalan
Zur pol. Ökon. der Gerechtigkeit
Gebrauchswert und Wertkritik
Dritter Weg und Neue Mitte u.a.

Nr. 29

Triumph des Antinationalismus: Krieg für Selbstbestimmung

Gewissens- oder Interessenskrieg
Intellektuelle und Krieg
Die Linke im Krieg
Die Heimat der *Jungen Welt*
Zur Existenzgeldforderung u.a.

Nr. 30

When Krauts Talk

Philosophie für Friedhofschänder
Vom Zwang zu protestieren
Über 200 Jahre Menschenrecht
Vom Postfaschismus zu Haider
Schröder und Lafontaine u.a.

Nr. 31

Demokratischer Faschismus

Mit Deutschland gegen Haider
Korruption und Parteienskandal
Straffreiheit für Olaf Staps!
Privatisierter Antiimperialismus u.a.

Nr. 32

Im Visier des Volkes Ausländer, vergewaltigt

pro Heft 7,50 DM, vor Nr. 21 = 6 DM
incl. Versand, Bestellung an:

BAHAMAS

Postfach 62 06 28, 10796 Berlin
Tel./Fax: 030 / 623 69 44
e-mail: bahamas@mail.nadir.org

te Notwendigkeit der Verwohlfeilerung der Ware Arbeitskraft, daß derlei Diskriminierung als „sekundäre Archaisierung“ dazu erhalten muß, die Kosten des Kapitals zu senken und zugleich die Existenzängste der Nicht-Schwarzen und Nicht-Frauen zu lindern. Vom abstrakten Herrscher können alle zur Nutzlosigkeit verurteilt werden; gerade deshalb wird das Risiko in traditionell anmutender Reihenfolge verteilt.

Solche „sekundäre Archaisierung“ folgt notwendig aus der Unnatur des Werts selbst. Als Ungegenständlichkeit par excellence, als immaterielle, prozessierende Form setzt sich der Wert einerseits in Gegensatz zu allen vorgefundenen Vergesellschaftungsformen und Lebensweisen, die er sich anverwandelt und schließlich auflöst; andererseits bedarf er, gerade aufgrund seiner konstitutiven Leere, eines Materials, an dem er sich „inhaltlich“ illustrieren bzw. darstellen kann; wo ihm solches Material nicht als Gratisprodukt zur Verfügung steht, setzt er es aus sich heraus. So kommt es, daß tatsächlich längst untergegangene, archaische Phänomene inmitten der modernen Zivilisation fortwährend zu einem zweiten, zombiehaften Leben erweckt werden. Das gilt ebenso für die von der Wertvergesellschaftung konstituierte Subjektform, die mittlerweile bar jeder historischen Substantialität ein Dasein als reine, und d.h. entleerte Warenproduktions- und Warenverteilungsmonade fristet, aber eben gerade aufgrund dieser Leere auf an sich obsoletere Rollenklischees und Leitbilder zurückgreift und nun, nicht mehr unter dem unmittelbaren Zwang traditioneller Gemeinschaften, sondern aus „Freiheit“, neu produziert.

Diese Bilder aber leisten nicht das, was von ihnen erhofft wird: nämlich die prekäre Konstitution des Subjekts in Balance zu halten, ihm Sicherheit, Stabilität, Identität zu verleihen. Das gewaltsam auf sich selbst zurückverwiesene Subjekt sucht daher nach einer eindeutigen Erklärung für sein nur empfundenes, begriffloses Leid – und sieht sich einer Gesellschaft konfrontiert, die mit ihrem Material, an dem sie sich illustriert, unmittelbar verwachsen zu sein erscheint. Die Wertvergesellschaftung, die sich patriarchal geriert, wird zum „patriarchalen System“, der böse Schein zu Realität, die der eigenen Empfindung zu entsprechen scheint, die „sekundäre Archaisierung“ zum primären Merkmal von Vergesellschaftung. Patriarchat muß es geben, weil die Gesellschaft nur deshalb da zu sein scheint, um mir – als Frau – Böses zu tun. Einer solchen Seelenverfassung, die Gesellschaft als Willenszusammenhang von Subjekten und nicht als Willensäußerung des „automatischen Subjekts“ (Marx) – des Werts – begreifen muß, verdankt sich wohl auch die niemals endende Konjunktur des

Patriarchats. Mit Kritik hat das nichts zu tun, mit Projektion aber alles.

Weibliche Arbeit, männliche Arbeit?

Wie die ehemaligen Leibeigenen und die Sklaven sind auch die Frauen rechtlich längst gleichgestellt. Zudem ökonomisch integriert oder genauso desintegriert wie die Herren, verfügen Frauen heute im Durchschnitt über das gleiche Bildungsniveau wie Männer. Unter den Hochschulabsolventen stehen sie ihnen in Zahl genauso wenig nach, wie sie unter den für den Verwertungsprozeß uninteressant gewordenen und der staatlichen Fürsorge überlassenen Sozialhilfeempfängern führend sind. So gibt es inzwischen ihren männlichen Pendanten in nichts nachstehende Managerinnen, Wissenschaftlerinnen, Politikerinnen und Handwerkerinnen und Arbeiterinnen, deren trostlose Situation sich kaum von der ihrer Kollegen unterscheidet. Frauen sind heute ökonomisch weitestgehend unabhängig und können genauso gut oder besser schlecht für ihr Auskommen sorgen wie Männer. Sie bewegen sich, um Roswitha Scholz' Terminologie zu gebrauchen, weitestgehend in der „öffentlichen Sphäre“.

Wenn es, dieser Tendenz zum Trotz, dennoch so ist, daß Frauen vermehrt in traditionell weiblichen Berufen tätig sind, wie z.B. den Pflegeberufen, so findet dies nicht nur in der traditionell sexistischen Ausrichtung der Berufsbilder seine Begründung. Je höher die Quote der Überflüssigen steigt, desto größer wird auch der Sparzwang des Staates. Da letzterer die Erstgenannten keineswegs den nicht völlig vergesellschafteten Reproduktionsressourcen wie Großfamilie oder Kleinlandwirtschaft mehr überlassen kann, muß das „soziale Netz“ effektiviert werden. Das Heer der Überflüssigen wird herangezogen, um das, was der Sozialstaat aus dem Katalog seiner BAT-bezahlten Zuständigkeit gestrichen hat, zu übernehmen. So werden z.B. viele Frauen – mit der Drohung, daß ihnen bei fehlender Kooperation die Sozialhilfe gestrichen wird – gezwungen, im Rahmen von „Arbeit statt Sozialhilfe“-Programmen als „Mitarbeiterinnen“ des „Mobilen sozialen Dienstes“ Alte und Kranke zu pflegen. Eine Tätigkeit, die vor den Kürzungen im Sozial- und Krankenbereich von festangestellten und besser entlohnten Fachkräften ausgeführt wurde. Es kann durchaus behauptet werden, daß der Staat sich traditioneller Bilder „weiblicher Qualifikation“ zunutze macht, also weibliche Sozialhilfeempfänger auf eine andere Art und Weise als männliche tyrannisiert. Barer Unfug ist es jedoch zu behaupten, daß es sich bei diesen Tätigkeiten um solche handle, die

jenseits der „öffentlichen“ in der „Privatsphäre“ anzusiedeln seien: Ehemals staatliche Aufgaben übernehmend, versorgen und pflegen diese Frauen schließlich nicht ihre eigenen, sondern fremde Angehörige. Dieser sogenannte „Dritte Weg“ der sozialen Versorgung der Bürger eines Staates, der sich zu seinem Vorteil eigentlich überholter Geschlechtszuschreibungen bedient, bietet ihm also zweierlei Vorteile: Einerseits schönert er die Arbeitslosenstatistik und andererseits bringt er die eigentlich Überflüssigen dazu, effektiv und kostengünstig zugleich die soziale Versorgung aufrechtzuerhalten.

Die heutigen Berufsbilder entsprechen im Ganzen nicht mehr der Klassifizierung in männliche und weibliche Berufe. Was von jedem Arbeitnehmer – egal, ob Mann oder Frau – gefordert wird, ist gewissermaßen eine Synthese aus traditionell vermeintlich weiblichen und männlichen Eigenschaften. So hat der Manager oder die Managerin nicht mehr einfach nur hart und verbissen die Interessen der eigenen Firma durchzusetzen, sondern muß dabei auch herzlich, offen und einfühlsam sein – immer im Interesse der Firma natürlich. Der Arbeiter oder die Arbeiterin hat nicht mehr wie im Fordismus isoliert und unermüdlich die gleiche Bewegung ausübend im Akkord zuschufte, sondern muß „im Team“ die eigenen und die Fähigkeiten der anderen zu erkennen und zu einer harmonischen „Produktionsgemeinschaft“ zusammenzuführen im Stande sein, im Fall des Versagens der Gruppe Gespräche mit Supervisoren über sich ergehen lassen usw. Das alles natürlich nicht, um den tristen Arbeitsalltag mit etwas Menschlichkeit zu erhellen, sondern der gepriesenen Effektivität wegen. Umgekehrt nämlich hat der Krankenpfleger oder die Altenpflegerin sich nicht in langen Gesprächen mit dem Patienten zu ergehen, sondern schnell und effektiv das Nötige zu erledigen. Die Eigenschaften, die vormalig den Geschlechtern – ob nun qua Natur oder Sozialisation – zugeschrieben wurden, sind heute zu Tickets geworden, derer sich Jede und Jeder zu bedienen hat, um den umfassenden Anforderungen des Erwerbslebens genügen zu können. Das einst moderne Modell der dualen, geschlechtsspezifischen Berufsbilder ist obsolet geworden.

Familie aus dritter Hand

Obwohl sich heute ein nicht unerheblicher Teil der Bevölkerung bewußt gegen Kind und Kegel entscheidet und das Leben in Single-Haushalten der Familie vorzieht, ist gerade in den letzten Jahren wieder eine scheinbare Renaissance der traditionellen Kleinfamilie – wenn auch oftmals ohne Trauschein – zu beobachten. Die Gründe für die Abkehr von der vermeintlichen Selbstbestimmung liegen auf der Hand. In Zeiten, in de-

nen es zunehmend unmöglich wird, als Einzelner für die Reproduktion seiner Familie aufzukommen, ist die Ein-Verdiener-Kleinfamilie genauso passé wie die unsubventionierte Landwirtschaft. Es bietet einige ökonomische Vorteile, die Gehälter zusammenzuwerfen, zu zweit eine Wohnung anzumieten und gemeinsam die physische Reproduktion zu bestreiten, was allemal kostengünstiger ist, als einzeln zwei Wohnungen zu unterhalten und die jeweils gleichen Waren in nur kleinerer Menge zu erwerben. Wenn sich dazu entschieden wurde, zwar auf das gemeinsame Leben mit einem Anderen, nicht aber auf Kinder zu verzichten, oder – im üblicheren Fall –, die gemeinsame Unfähigkeit das Leben miteinander bestreiten zu können, dazu geführt hat, das Kind oder die Kinder allein großziehen zu müssen, deutet das zu meist eklatante materielle Elend der alleinerziehenden Mütter oder auch Väter auf die Schwierigkeiten hin, die es mit sich bringt, die Aufzucht der Kinder jenseits der klassischen Kleinfamilie – als rationalisierte Konsumtionsgemeinschaft des Nachkeynesianismus – bewerkstelligen zu wollen oder müssen.

Warum die isolierte und im traditionellen Sinne eigentumslose Lohnarbeitsnomade überhaupt noch den Wunsch nach Kindern und Familie hegt, läßt sich hauswirtschaftlich allerdings nicht erklären. Im Arbeitsleben isoliert, mit allen anderen immerzu in Konkurrenz stehend und die eigene potentielle Überflüssigkeit für den Produktionsprozess ahnend, bietet die Familie, dem immerzu an den Ansprüchen der Realität sich messen müßendem, und nicht selten scheiterndem Ich einen willkommenen Fluchtweg: Dem infantilen Bedürfnis nach Liebe und Anerkennung dafür, wie man eben ist, ohne Mühe, Anstrengung und Frustration folgend, bietet die Familie für das von der Außenwelt sich abwendende Ich (vermeintlich) einen Hort der Entspannung und des Wohlfühlens. Ohne sich in der Konkurrenz mit anderen bewähren, ohne sich überhaupt durch besondere Aktivität hervortun zu müssen, beansprucht es im durch Blutsbande konstituier-

ten Kollektiv der Familie eben geliebt und anerkannt zu werden. Von den anderen im familiären Rahmen nicht viel mehr erwartend als von sich selbst – also ausschließlich in keinem Fall die Illusion des kuscheligen Wohlfühlkollektivs durch etwaige Renitenz zu stören –, verhalten sich die Mitglieder der Familie gleichgültig gegeneinander. Unbedingte, nichtreflektierte und unhinterfragte Loyalität fordernd und Liebe bloß als Streicheleinheit kennend, erinnert der Familienzusammenhang eher an ein Verhältnis wechselseitiger Haustierhaltung als an eine Gemeinschaft sich zueinander verhaltender autonomer Subjekte. Das also, was vom scheinbaren Fortbestehen des Patriarchats kündigt, hat seine Ursache in einer kollektiven Ich-Schrumpfung, die die vermeintliche Familienromantik am Leben erhält.

Über die Befriedigung dieses infantilen Bedürfnisses hinaus gibt die Familie vor allem Frauen, die sich wieder ihrer traditionellen Rolle zuwenden, eine Möglichkeit zur „Identifizierung“: „Daß die Frau, die potentiell genauso Ware Arbeitskraft wie der Mann ist, damit (...) auf allen Gebieten einem gnadenlosen Konkurrenzkampfausgesetzt ist, wurde gezeigt.“ Im günstigsten Fall hat sie dabei das Joch ihrer traditionellen Rolle verloren, „in jedem Fall aber den Rückhalt, den es ihr immerhin bot: die Sicherheit, mit Gebären, Kindererziehung, Hausarbeit die Bestimmung ihres Geschlechts zu erfüllen, als Frau identifiziert und geachtet zu sein und sich daher selbst als Frau identifizieren zu können. Wo diese Sicherheit schwindet, beginnt der Verlust einer weiblichen Wirklichkeit, die einerseits nie die eigene war und andererseits doch alles, was Frauen ihr eigen nennen konnten.“ (14) Im Verwertungsprozeß zum bloßen Mittel fremder, unpersönlicher Zwecke verkommen, erscheint diese Form der Identität mit sich selbst vielen Frauen, aber auch Männern, die als hauptamtliche Familienväter in eine für sie historisch neue Rolle schlüpfen, nicht ganz zu unrecht weitaus annehmbarer als ihre prekäre Existenz am Arbeitsmarkt – allemal aber als Kompensationsmöglichkeit der austauschba-

ren Subalternität auf dem Arbeitsmarkt, dem Scholz zu Unrecht das Prädikat einer vergangenen Periode verleiht: „Öffentlichkeit“. Die Rückkehr vieler zum Leben in der Kleinfamilie – die nach den Kriterien des einzelnen Arbeitskraftbesitzers unnötig, ja sinnlos ist – verdankt sich demnach der spätkapitalistischen Ich-Schrumpfung und nicht, wie R. Scholz behauptet, dem in der Postmoderne unverändert existenten nur „verwilderten Patriarchat“.

Patriarchat ist Patriarchat ist Patriarchat

Obwohl R. Scholz als Wertkritikerin – Kritikerin der abstrakten Herrschaft also – konkrete Herrschaft als Erscheinung beschreiben müßte, kann sie von ältesten Kammern der Frauenforschung nicht lassen. Die abstrakte Herrschaft des Wertgesetzes personalisiert sich bei ihr in einer Beschreibung des „Wertes“, der – zur ewigen Männlichkeit verdammt – der konkret sinnlichen „Sphäre“ des Weiblichen eine Existenz der ewigen „Herabsetzung“ und „Verdrängung“ beschere. Der klassische Dualismus von Mann und Frau wird bei ihr als der von männlicher Öffentlichkeit und weiblicher Privatsphäre wiederaufgewärmt und ist gewissermaßen nur eine dem eigenen politischen Zusammenhang terminologisch hingeschneidete Reprise von Biologismus und Suffragetentum. Daß sie bei der Beschreibung der sogenannten Postmoderne auf undeutliche Bilder wie die des „verwilderten Patriarchats“ zurückgreifen muß, um ihre These von der Wert-Abspaltung aufrechtzuerhalten, verwundert wenig, da die Geschichte, die sie erzählt, eigentlich ein anderes als das von der Autorin von Anfang an gewußte Ende nehmen müßte: Aber was nicht sein darf, kann auch nicht sein und so bleibt das Patriarchat das Patriarchat – in der sogenannten Postmoderne nur eben „verwildert“.

Natascha Wilting

blem für die produzierten Waren, das der japanische Staat sogar durch „Konsumsubventionen“ zu beheben versucht. Werden die produzierten Waren nicht tagtäglich aufs neue gekauft und „privat“ konsumiert, kommt die intendierte Kapitalakkumulation ins Stocken

10) S. Freud, Das Unbehagen in der Kultur, Frankfurt/Main 1994, S. 47

11) Nach Freud ist es das „Programm des Lustprinzips, das den Lebenszweck setzt.“

12) U. Enderwitz, Die Sexualisierung der Geschlechter, Freiburg 1999, S. 170

13) Die „Verwohlfleierung“ der Reproduktionskosten des variablen Kapitals zuhause ist ein exaktes Spiegelbild der ständigen „Verwohlfleierung“ des variablen Kapitals im Produktionsprozeß selber.

14) Ch. Türcke, Sexus und Geist – Philosophie im Geschlechterkampf, Ffm 1991, S. 191

Anmerkungen:

1) ISF, Der Theoretiker ist der Wert, Freiburg 2000, S. 16

2) R. Scholz, Der Wert ist der Mann, KRISIS 12

3) Seitenzahlen, soweit nicht anders angegeben, beziehen sich im Folgenden immer auf: R. Scholz, Das Geschlecht des Kapitalismus – Feministische Theorie und die postmoderne Metamorphose des Patriarchats, Bad Honnef 2000

4) R. Scholz, Wert und Geschlechterverhältnis, in: Streifzüge 2/1999

5) Wenn sie Wert und abstrakte Arbeit gleichsetzt, setzt sie im übrigen Mittel und Zweck gleich, wobei in der kapitalistischen Produktion die abstrakte Arbeit Mittel zum Zweck der Wertschöpfung ist.

6) alle Zitate Hegels aus: G.W.F. Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts, Frankfurt/Main 1970, §§ 162–166

7) Ob ihrer ähnlichen qualitativen Bestimmung und der Tatsache, daß die Familie in der Moderne die maßgebliche Organisationsform des Privaten war, wird der Hegelsche Begriff der Familie mit dem Scholzschen der Privatsphäre in der Analyse der modernen Gesellschaft synonym verwendet.

8) Vgl. Hegel, s.o., §§170–172

9) Würde der Lohn im übrigen zu großen Teilen gespart, hätte diese Konsumbeschränkung weitreichende Folgen für das kapitalistische Wirtschaften, wie nicht zuletzt am Beispiel Japans deutlich wird: Dort wird wegen der geringfügigen sozialstaatlichen Absicherung der Einzelnen jeder nicht zur täglichen Reproduktion nötige Yen in den Sparstrumpf gesteckt und nicht zwecks des Erwerbs weiterer Konsumgüter zu Markte getragen. Dadurch entstand – und es besteht noch – ein erhebliches Absatzpro-